



Bromberg, Sonntag, den 6. Januar.

—❖ Wintermorgen. ❖—

Aus tiefem Traum war ich erwacht,
Aus einem Traume, lichtumflossen;
O, sei gesegnet, Winternacht,
Die mir das Paradies erschlossen.

Am Fenster blüht ein Gartenland,
In dem bekannte Weisen klangen,
Die Wiese licht in Blumen stand,
Und tausend Sommervögel sangen.

Ein Bächlein rauschte leise hin —
Es ging sein Weg durch traute Hecken,
Das lief mit munterm Kindersinn,
Im nahen Wald sich zu verstecken.

Ein Pärchen saß am Waldesfaum
In Liebeswonne still verloren —
Genug! Es steht mein ganzer Traum
Dort an den Scheiben festgefroren.

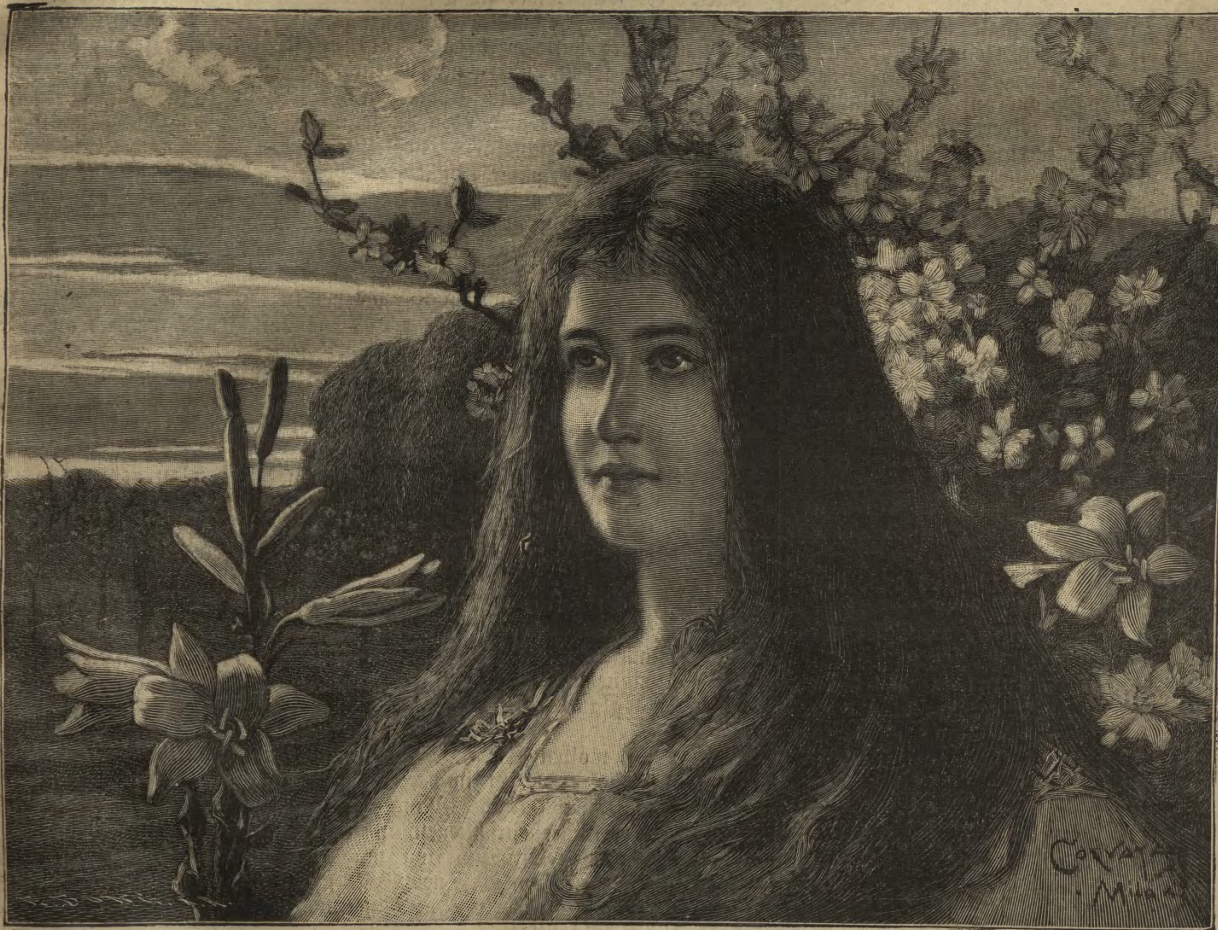
—❖ Durch die Brandung. ❖—

Novelle von W. Lindhé. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von E. Fehr.

(Nachdruck verboten.)

Der Postdampfer „Regulus“ hatte soeben den Quai von Helsingfors verlassen, wo eine zahlreiche Menge sich durch einander

drängte, teils um scheidenden Freunden und Verwandten einen letzten Gruß, ein Lebwohl zuzuwinken, teils um eben Angekommene zu bewillkommen. — An



den Schiffstrand gelehnt stand Walborg Vilius mit einem Ausdruck müder Gleichgültigkeit, die Hand mit dem Taschentuch auf und nieder bewegend, um die ihr vom Lande aus zugewinkten Grüße zu erwiedern. Daß sie von niemandem Abschied genommen hatte, der ihrem Herzen nahe stand, erkannte man an der Erleichterung, mit der sie die Hand sinken ließ, als der Dampfer eine Schwenkung machte und vom Quai aus nicht mehr gesehen werden konnte. — Neben der jungen Dame stand ein kräftig gebauter Mann, der eine kleine blauäugige Schönheit von fünf Jahren umschlungen hielt. „Siehst Du! Siehst Du!“ rief er voll Eifer, während sein Auge hinter den Brillengläsern ausleuchtete, indem er mit den Fingern auf ein kleines Segelboot deutete, das vertaut auf der Reede lag. — „Henrik! Henrik!“ rief die Kleine mit ihrer zarten Stimme, und vom Boot her erklang es: „Adieu Papa! Adieu Gerda! Adieu, adieu!“ und zwar so kräftig, wie ein zehnjähriger Knabe nur zu rufen vermag, dabei

Träumerei. Nach dem Gemälde von S. Corvaja.

ichwang er eifrig seinen Strohhut über den dunkel gelockten Kopf. — Mit regem Interesse beobachtete Walborg diesen Auftritt, und ihr schönes, aber kaltes Gesicht belebte sich mit einem Schläge. Den Knaben hatte sie mehr als einmal gesehen, wenn sie am Quai spazieren gegangen war, zuletzt noch am vorhergehenden Tage, wo er ganz eben so gekleidet gewesen war, wie heute; in blauer Bluse, enganschließenden Trikotbeinkleidern von derselben Farbe und Schuhen. Sein ganzes Wesen hatte eine Lebendigkeit und Frische, die auf ihren müden Sinn wohlthuend gewirkt hatten, und sie war, ohne es selbst zu wissen, stehen geblieben, um ihm zuzusehen, wie er seinen Kahn löste und denselben mit kräftigen Ruderschlägen in die See hinaustrieb.

Sie hatte sich gefragt, wer der Knabe wohl sein möge, während eine, wie sie wähnte, für immer zum Schweigen gebrachte Sehnsucht von neuem in ihr erwachte. Sie hatte Kinder sehr lieb, sollte aber einjam durchs Leben gehen, ohne ein Wesen zu besitzen, das ihrem Herzen nahe stand. Nun wußte sie, daß der Knabe Henrik heiße. Wie fest sah er aus, wie er, den Hut in der Hand, so da stand.

„Sei artig und gut, wie Du versprochen, und bitte Anton nach dem Boot zu sehen,“ rief der Vater ihm im Vorüberfahren zu. Es war nicht möglich, die Antwort des Knaben zu vernehmen, aber er schwenkte den Hut noch eifriger, als zuvor, sprang dann in seinen flachen Kahn, der neben dem Segelboot lag, löste ihn und ruderte seewärts, als wolle er mit dem Dampfer um die Wette fahren.

„Siehst Du, wie er rudert, Gerda?“ sagte der Vater mit schicklichem Stolz.

Auch ihn hatte Walborg öfters gesehen, wie man Menschen sieht, die in der nämlichen Stadt wohnen, ohne sie weiter zu beachten, bis sie bei einer unerwarteten Begegnung einem plötzlich wie alte Bekannte vorkommen. Dieses Gesicht, mit seinen kräftigen, charakteristischen, keineswegs schönen oder regelmäßigen Zügen, gehörte auch nicht zu denjenigen, die man so leicht vergißt. „Es ist wie ein Buch,“ dachte sie bei sich, „das man nicht weglegt, bis man es zu Ende gelesen hat.“

Der Knabe ruderte noch immer aus allen Kräften, und es war ihr unmöglich, ihm nicht mit den Augen zu folgen. Die Entfernung wurde indes immer größer, und bald gleich der Kahn nur einem immer kleiner werdenden Punkte. Nun machte Walborg sich daran, ihr Handgepäck zu ordnen, dessen Mannigfaltigkeit und geschmackvolle Eleganz, gleich wie ihre eigene distinguierte Persönlichkeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Nur der Mann, der neben ihr stand, schien sie nicht zu beachten.

„So, jetzt ist nichts mehr zu sehen,“ sagte er mit einem Seufzer, indem er sich setzte und die Füße des kleinen Mädchens sorgfältig in einen Mähd hüllte.

Walborg nahm im Schutze des Rauchsalons auf einem Klappstuhl Platz und ließ den Blick über die Meeresfläche gleiten, während die Gedanken kamen und gingen, gleich wie die Wölven über ihrem Haupte. „Würde sie finden, was sie suchte — — und würde es sie glücklicher machen?“ — Sie kannte mehrere der Passagiere, hinreichend genug wenigstens, um während der Fahrt nach Stockholm sich ihnen anschließen zu können; aber ihr vornehmes, kaltes Wesen wirkte jetzt, wie immer abstoßend, und sie war in der That auch lieber mit ihren Gedanken allein. Es wurde Abend, und sie saß noch immer auf demselben Fleck.

Gerda hatte neben ihrem Vater gefessen und unaushörlich geplaudert, bis sein Gesicht einen fast strengen Ausdruck annahm.

„Jetzt mußt Du schlafen gehen, Gerda,“ sagte er plötzlich, „Papa ist müde.“ Aber Gerda wollte nicht; sie wollte auf dem Verdeck bleiben, wollte die Wellen sehen, ob Henrik sie wohl einholen werde, oder ob sie anderen Schiffen begegnen würde, wollte Sveaborg und die Leuchttürme sehen und auch das kleine Mädchen auf der Bank an der anderen Seite des Schiffes, kurz alles Denkbare und Udenkbare.

Dabei sah die Kleine so süß, so reizend und hilflos aus, daß es unmöglich schien, ihr nicht den Willen zu lassen.

„Gerda, Du sollst schlafen gehen,“ wiederholte der Vater mit einer Strenge, die jeder Begründung zu entbehren schien.

Gerdas einzige Antwort bestand darin, sich noch näher an ihn anzuschmiegen, gleichsam mit dem festen Entschluß, nicht vom Fleck zu weichen.

„Papa wird mit Dir hinuntergehen.“

„Wo ist Lisa?“

„Zu Hause.“

„Ich will zu Lisa.“

„Wenn Gerda artig ist, kommen wir bald zu Tante Paula in Stockholm.“

„Ich will zu Lisa.“

„Vielleicht ist sie unten — wir wollen mal nachsehen.“

„Lisa ist zu Hause, das sagtest Du vorhin, Papa.“

„Richtig, ich vergaß das.“ In seiner Not hatte er das Kind

anführen wollen und schämte sich nun dessen. „Jetzt komm, sei gehorjam,“ fuhr er fort, und wollte sie auf den Arm nehmen.

„Ich will nicht, ich will nicht,“ jährie sie und ließ sich mit der Geschwindigkeit eines jungen Käschens aus seinen Armen auf das Verdeck gleiten.

Mehrere Passagiere betrachteten ihn lächelnd, er sah es und ärgerte sich noch mehr, daß er dieses Kindes nicht Herr werden konnte. Es flammte in seinen Augen auf, und ohne es zu wollen, erfaßte er den Arm der Kleinen mit härterem Griff, als er selbst es wußte.

Einen Augenblick sah sie ihn an, als traute sie ihren Sinnen nicht, dann fing sie an zu schreien und mit Händen und Füßen um sich zu schlagen, sobald er sich ihr näherte.

Man hatte ihm geraten, Lisa, die Jungfer, mit zu nehmen; aber er meinte, er habe ja weiter nichts zu thun, als das Kind zu hüten, und glaubte, dies sei leicht genug. „Leicht genug!“

Die Reise hatte soeben ihren Anfang genommen, und eine Rückkehr war unmöglich. Er hätte bedenken müssen, wie verzogen die Kleine war.

„Kind, schämst Du dich nicht!“

Gerda schwieg sofort und blickte mit großen erstaunten Augen auf, die noch voll Thränen standen.

Während eines Augenblicks begegneten sich die Augen des Kindes und der fremden Dame, dann schlang die Kleine ihre Arme um deren Hals und küßte sie.

Ueber Walborgs Gesicht flog ein heller Schimmer, ihr Auge belebte sich, während ihre Wangen sich rötheten.

„Willst Du mit mir hinunter gehen?“

„Ja — aber Du sollst bei mir bleiben, bis ich einschlafe.“

„Wenn Sie erlauben, will ich Ihr Töchterlein zu Bett bringen,“ sagte Walborg jetzt zu Gerdas Vater gewandt.

Er machte nur eine zustimmende Bewegung mit dem Kopf. Es war alles so rasch gekommen, daß er sich kaum hatte besinnen können.

„Wollen Sie mir Ihre Kabine zeigen?“

Er ging voran, sie folgte, die Kleine auf dem Arm tragend.

Nach wenigen Augenblicken kehrte er allein zurück, setzte sich abseits und versank in Gedanken.

Er dachte an seine Gattin und fragte sich, warum ihr Bild ihm deutlicher vorichwebe, als je. Höchst wahrscheinlich, weil Gerda so sehr an sie erinnerte, und weil diese Aehnlichkeit ihm peinlich war.

Dann gedachte er der jungen Dame, die mit einem einzigen Blick, einem Wort den halsstarrigen Sinn seines Kindes gebrochen hatte. Er wußte, wer sie sei, Walborg Elias, die Malerin, die den Ruf hatte, hochmütig und unzugänglich zu sein. Dieses und noch mehreres hatte er gedacht, als er sie auf dem Klappstuhl hatte sitzen sehen, mit einer Miene, die jede Annäherung unmöglich machte; als sie aber sein Töchterlein küßte, schien sie plötzlich eine andere geworden zu sein. — Wer so ausah, hatte Herz, darüber herrschte kein Zweifel.

Eine Stunde später erschien Walborg wieder auf dem Verdeck. Er erhob sich und ging zu ihr.

„Gerda schläft, und die Stewardess hat versprochen, nach ihr zu sehen,“ sagte sie und blickte mit strahlenden Augen um sich. Es war ganz still, und die laue Sommernacht senkte sich allmählich herab, sich gleichsam um die beiden schmiegend.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er. „Sie halfen mir wirklich aus einer nicht geringen Verlegenheit.“

„Sie scheinen nicht die Kunst zu kennen, mit Kindern umzugehen.“

Er schwieg, und über sein Gesicht flog ein so düsterer Schatten, daß sie ihre Worte bereute.

„Ich stehe im Begriff, sie aus meinen Händen zu geben.“

Sie blickte voll Interesse zu ihm auf.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung. Sie wissen ja noch gar nicht, wem Sie diese Freundlichkeit erwiesen haben,“ fuhr er fort.

„O, doch! Ihr Töchterlein sagte mir seinen Namen, Gerda Antonia Steen, und da war es mir ausgemacht, daß ihr Vater der berühmte Jurist Assessor Steen sein müsse, den ich so oft habe erwähnen hören.“

„Das glaube ich Ihnen,“ erwiderte er mit einer gewissen Bitterkeit.

„Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen,“ sagte sie, auf einen Klappstuhl zeigend, der in der Nähe des Platzes stand, wo sie sich niedergelassen hatte. „Man kann sich doch an solchem Abend nicht in die Kajüte einschließen, wenigstens vermag ich es nicht.“

Eine gewisse Unschlüssigkeit machte sich bei ihm bemerkbar, als wäre er am liebsten seiner Wege gegangen, nichtsdestoweniger folgte er der Aufforderung und nahm auf einem in der Nähe stehenden Stuhl Platz.

„Sie brauchen ja nicht zu sprechen, wenn es Ihnen lästig ist,“ sagte sie, seine Gedanken erratend.

„Ich bin es nicht gewohnt, mich mit Damen zu unterhalten.“
erwiderte er einfach.

Das Wasser um das Schiff herum war fast schwarz, während der schäumende Streifen, der sich hinter demselben hinzog, wie



General Rennenkampf
russischer Oberfeldherr in Nord-China.



Kapitän z. S. v. Usedom
deutscher Unterbefehlshaber unter Seymour.



Kapitän Pohl
Führer des seiner Zeit nach Peking entsandten
Marinedetachements.

Silber glänzte; sie blickte unverwandt hin, während er ihr reines Profil und ihr blondes Haar betrachtete, das den schönen Kopf umgab. Sie sah einer Aphrodite ähnlich, die er einst in Mailand gesehen, und von deren Anblick er sich nicht hatte losreißen können. —
„Gerda erinnert

sehr an ihre Mutter.“ sagte sie plötzlich.

Er glaubte, ihre Gedanken seien ganz wo anders; aber in Wirklichkeit hatte sie, was er am wenigsten geglaubt — an ihn gedacht.

„Kennen Sie meine Frau?“

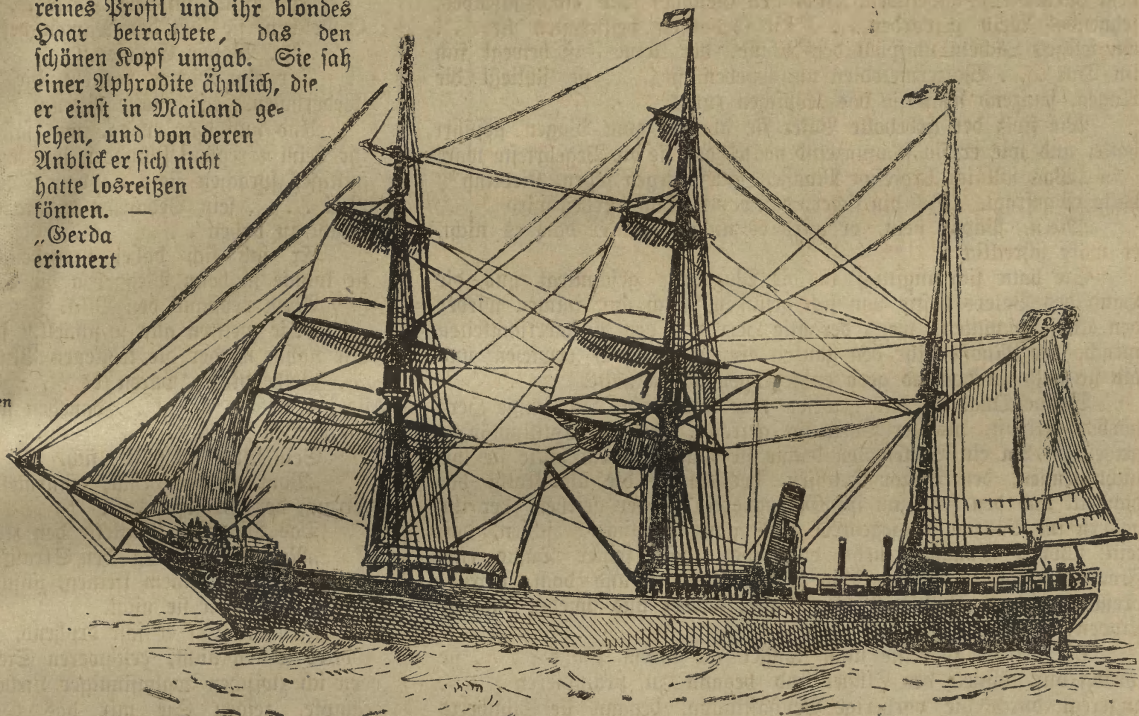
„Ich habe sie in einer Gesellschaft gesehen — aber es sind mehrere Jahre her.“

„Und haben sie gesprochen?“

„Nein — niemals.“ — „Ah, also nicht!“ —
„Ihr Aussehen ist entzückend.“
— Er antwortete nicht, und nun war sie es, die ihn betrachtete, während er vor sich hinstarrte, als suche er einen Punkt in weiter Ferne. Ein eigentümliches Gesicht mit tief liegenden, durchdringenden Augen, dünnen, feilverschlossenen Lippen, rundem Kinn und gedankenreicher Stirn. Ein finstres, fast häßliches Gesicht, besonders wenn er, wie es jetzt der Fall war,

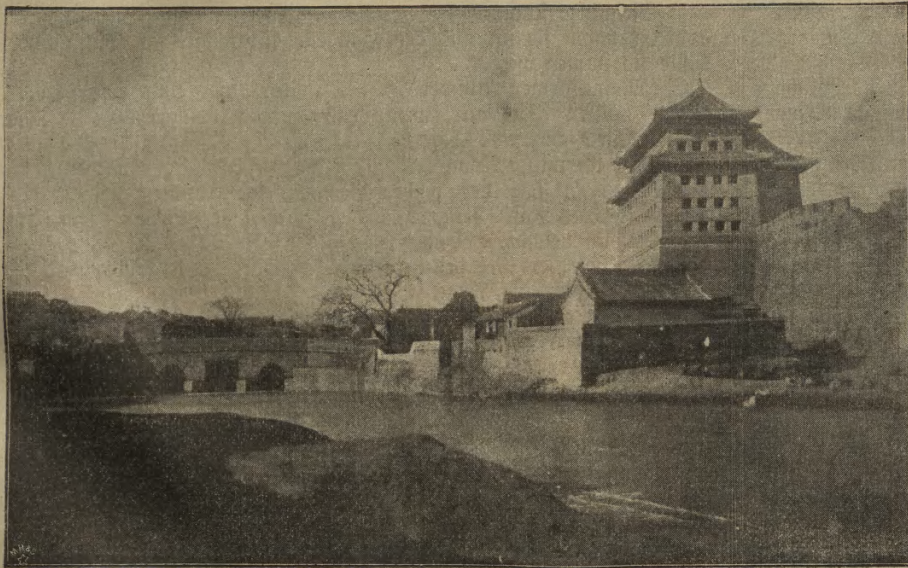


Luigi, Herzog der Abruzzen.



„Stella Polaris“

das Schiff der Polar-Expedition des Herzogs der Abruzzen.



Nordthor von Peking, ein Schauplatz des Kampfes am 15. August.

schwie; aber es war ein charakteristischer Kopf. Auch die sehnige, feste Hand, mit der er sich mitunter das Haar aus der Stirn strich, ließ auf einen energischen Charakter schließen. Sie konnte sich ihn in einer Gerichtssitzung denken, sich seine Beredsamkeit vorstellen, seine Gewandtheit, die schwierigsten Fälle zu bewältigen, konnte begreifen, daß er zu so großem Ansehen gelangt war — aber sich ihn als Gatten der Frau denken, die er gewählt, das vermochte sie nicht. — Ein Segelboot strich dicht an dem Dampfer vorbei, seine silberne Furche ziehend; ein glückliches Lächeln, das Walborg nicht zu deuten vermochte, huschte über das Gesicht ihres Reisegefährten. Dieses Lächeln zog sie wunderbar an. Häßlich! Er häßlich! Nein, wenn er sprach und besonders, wenn er lächelte, erhielten seine Züge einen so gewinnenden Ausdruck, daß man den Wunsch verspürte, ihn so recht von Grund aus kennen zu lernen.

„Ich wollte, ich säße darin,“ sagte er, auf das Boot deutend.

„Fühlen Sie sich denn hier nicht wohl?“

„Segeln ist besser, als alles andere.“

„Ihr kleiner Henrik ist ein rechter Seemann.“

„Ja, nicht wahr?“

{Fortsetzung folgt.}

—✦— Trockene Blumen. —✦—

Skizze von Leo Berthold.

[Nachdruck verboten.]

Wie verwöhnte, schöne Anna von Weyern saß in ihrem Boudoir und träumte. — Das kam selten bei ihr vor. — Sie war eine lebhaft, energische Mädchennatur, zwar voll wahrer, tiefer Empfindung, aber durchaus nicht sentimental und phantastisch. Trübe schauten die sonst so sternklaren Augen vor sich hin . . . im Schoße lag ein Album mit getrockneten Blumen.

Anna seufzte schwer . . . hier, ja dies . . . ein vertrocknetes Epheublatt mit kaum noch erkennbaren Bergfameinicht . . . vom Grabe der Mutter, die so lange schon von ihr gegangen war . . . und da, das gelbbraun gewordene, weiße Rosensträußchen, das sie im Gürtel getragen, als sie die Weihen der Religion empfing . . . ein seidenes Band war daneben geheftet, darauf standen die Worte: „Aber die Liebe höret nimmer auf.“ Nein, die Liebe hat nicht aufgehört, das Band, das sich um die Herzen des Vaters und der einzigen Tochter geschlungen; es konnte sich nimmer lösen, selbst wenn eine andere, noch bezwingendere Liebe Eingang in die junge Seele gefunden . . .

Eine andere, stärkere Liebe?

Gelacht hatte sie, wenn davon die Rede war, gespottet über alle die Thörichten, die sich solcher Empfindung beugten, und nun . . . sie wußte ja selbst nicht, wie es gekommen war, übermächtig, elementar, jedem Widerstand trotzend, hatte es sie überflutet, aus dem harmlosen, lächelnden, kindlichen Geschöpf war ein fühlendes, sehndes Weib geworden . . . Die Gedanken bestürmten sie . . . ein seliges Lächeln umspielt den Mund, der kleine Fuß bewegt sich im Takt . . . Walzermelodien umschweben sie . . . sie schließt die Augen, seufzend lehnt sie das Köpfchen zurück . . .

Wie stolz der liebevolle Vater sie abends zum Wagen geführt hatte, und wie er sie schmunzelnd neckte, daß sie die Begehrteste war!

„Was soll ich Professor Maassen nun morgen sagen, Liebbling?“ hatte er gefragt. „Ich bin sicher, daß er um Dich werben wird . . .“

„Nein, Papa, nein, er wird es nicht thun, er darf es nicht, es wäre schrecklich . . .“

Sie hatte sich ängstlich in die Wagenecke geschmiegt und die Hand des Vaters heftig von sich gestoßen, auch nur immer wieder den Kopf geschüttelt, wenn der alte Herr von den Aufmerksamkeiten sprach, die Maassen ihr den ganzen Winter hindurch erwiesen und die sie auch anscheinend gern entgegengenommen hatte.

Welche Dual ihr das gewesen war und wie das junge Herz hörbar geklopft, als der Vater sie gefragt, wer ihr Cotillontänzer gewesen! An ein Verleugnen dachte sie nicht, warum sollte sie ihn nicht nennen, den Doktor Erichsen, der damals die alte Kathi behandelt, und den sie dann im Gesangsverein wieder gesehen, der ihr gestern im Ballsaal entgegentrat und ganz unglücklich schien, daß kein schönes Bouquet mehr vorhanden war, seiner Dame eine Freude zu machen. . . . Nein schönes Bouquet und doch, warum presste sie die verwelkten Blüten immer wieder und wieder an die Lippen? . . .

Die Anruhe hielt sie nicht länger an ihrem Plaze . . . sie sprang auf, öffnete den Flügel und begann zu prälabieren . . . angeregt durch die vorherige Beschäftigung, begann sie Schuberts „Trockene Blumen“ zu singen . . . ergreifend klang die wehmütsvolle Melodie.

Plötzlich brach sie ab.

„Anna, thörichtes Mädchen,“ schalt sie sich spottend . . . „weg mit den sentimental Liedern, schnell einen Tanz, daß Du auf andere Gedanken kommst . . .“

Und die Finger huschten über die Tasten dahin, fröhliche Weisen ertönten, Melodien, nach denen sie sich gestern im Arme des Geliebten im Reigen geschwungen . . .

Mit schriller Dissonanz bricht sie wieder ab. „Warum kommt er nicht . . . warum haben seine Lippen noch nie von dem gesprochen, was seine Blicke so deutlich verkündeten . . . warum nicht?“

Wieder sinnt sie vor sich hin, dann fällt ihr plötzlich das Lied ein, welches er gestern gesungen, mit dem weichen, warmen Bariton, dessen Klang ihr in die Seele ging . . .

„D wär' ich doch ein Königssohn — Und Du ein arm, verlass'nes Kind —“

Und plötzlich ging es wie ein Beben durch den Körper des jungen Geschöpfes . . .

„D, wär' ich doch ein Königssohn . . .“ das war's, das

allein, weshalb seine Stimme so gezittert, seine Augen sie so klagend angeschaut?

„War ich denn blind und taub,“ flüsterte sie, „daß ich's nicht eher verstand? Er glaubt, mich nicht erringen zu können, das . . . das allein ist's. Pappas Stellung, sein Vermögen, ach, wenn er Vaters goldenes Herz kennen, wenn er ahnen würde, wie ich ihn liebe, mit unbezwinglicher Leidenschaft, wie mir dies Gefühl gerade gestern so zum Bewußtsein gekommen, als Professor Maassen mich bat, sein Weib zu werden! . . . Ach, wer kann mir helfen, daß er das erlösende Wort spricht . . . Mutter, Mutter, wenn Du nicht so früh von mir gegangen wärest . . . Du würdest das Rechte wissen, das Rechte thun, meine Mutter . . . Du würdest Dein Kind glücklich machen . . .“

Sie küßte das kalte, goldgerahmte Bild immer wieder und wieder . . . heiße Thränen fielen darauf und verwischten die Züge, deren Anblick ihr Ruhe bringen sollte . . .

Dunkel war es im Gemach geworden. Dann hatte der Diener geräuschlos die Lampe gebracht. Ein Weilschen später wurde an die Thür geklopft.

Anna fuhr auf aus ihrem tiefen Sinnen und trocknete sich die Augen.

„Besuch, gnädiges Fräulein . . . Der Herr hat seine Karte abgegeben, wünschen gnädiges Fräulein?“

Ein Blick auf die Karte . . . ein Zittern . . . Erröten und Erblichen, sie liest den Namen dessen, der ihr ganzes Herz erfüllt.

„Dr. Walter Erichsen.“

Der alte Diener versteht die leisen Worte nicht, sie muß sie wiederholen. „Ich lasse bitten.“

Und nun war er da, nun saß er ihr gegenüber und schaute ihr beim erregten Plaudern in die braunen Augen . . . nur gleichgültiges sprachen sie . . . vom Theater, von Musik, vom gestrigen Ball . . . sein Bedauern drückte er aus, nicht bessere Blumen gebracht zu haben . . .

Er sah sich dabei vergebens nach den Balltrophäen um, sie konnte ja beim Weggehen die Sträuße kaum bergen.

Anna verstand den Blick.

„Sie welkten alle so schnell,“ sagte sie verlegen, „nur diese —“ Sie nahm wieder die trockenen Blumen, die sie vorher geküßt. . . .

Gelbe Rosen waren es . . . zerdrückt, verwelkt . . . sie hatte sie ins Album gelegt . . . daneben standen die Worte: „Im Cotillon am vierten April.“

Sein Blick umwölkte sich.

„Vom gestrigen Ball,“ murmelte er, „wohl aus dem prächtigen Strauß des Professors . . .“

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte sie, „den Strauß habe ich fortgeworfen, — diese Rosen sind aus einem kleinen, unscheinbaren Bouquet . . .“

Weiter kam sie nicht.

„Anna,“ rief er fast drohend, „spielen Sie nicht mit mir, um Gottes willen nicht, erschweren Sie mir nicht den harten Kampf, den ich zwischen wahnsinniger Liebe und starkem Mannesehrgelüht kämpfe, zeigen Sie mir das Glück nicht von fern, ich darf ja nicht danach ringen, es nicht ergreifen — aber das eine kleine, ehrliche Wort müssen Sie mir sagen, diese trockenen Blumen, sind sie von mir?“

Sie nickte stumm.

Er nahm sie ihr aus den Händen, führte sie an die Lippen, küßte sie immer wieder . . .

„Meine armen Blumen . . . Doktor, was thun Sie? . . . Dann müssen Sie mir wenigstens andere bringen . . . ja, wollen Sie? . . .“

„Ob ich will, Anna . . . welche lieben Sie, was darf ich wählen . . . statt der gelben Blumen, der Blumen des Reibes, dürfen es rote Rosen sein, Mädchen, Rosen der Liebe? Sage ja, ich bitte, ich beschwöre Dich.“

Fest hatte er ihre beiden Hände ergriffen und sah ihr bang, fragend, entzückt ins Auge.

„Ja, Walter,“ antwortete sie ernst, feierlich . . . „bringe mir rote Rosen, Rosen der Liebe und . . . und Myrthen . . .“

Da ließ er die Hände los, zog das zitternde Mädchen an seine Brust und sagte einfach, aber mit zuckendem Munde: „Nun halt' ich Dich fest . . . meine Anna, meine Braut!“





Neujahrsgruß aus der Heimat. Von Willy Stöwer.

Die Schule der Armut.

Roman von Arthur Zapp.

[Nachdruck verboten.]

I.

Es war Sonntag morgen. Herr Zaver stöhnte und ächzte wieder einmal. Er war in seinem Schlafzimmer bei der Toilette; eigentlich war er damit schon fertig, nur noch eine letzte, diskrete Verrichtung hielt ihn zurück. Er säuberte nämlich seinen Bart, eine Prozedur, die er an jedem Sonntag vormittag vornahm und bei der er sich jedesmal in seinem Schlafzimmer einriegelte. Nicht einmal seine Frau hatte dann Zutritt und wehe dem, der ihn bei dieser wichtigen Beschäftigung störte.

Draußen im Flur klingelte es.

„Zum Kuckuck, wer ist denn da schon so früh?“ schrie Herr Zaver hinaus.

„Ach nur ein Bettler, Papa,“ antwortete im Flur eine sanfte Mädchenstimme, „ein reisender Handwerksbursche, der keine Arbeit hat.“

„Soll sich fortscheren!“

„Aber Papa,“ flüster die sanfte Stimme durch die verschlossene Thür, „der arme Mensch! Darf ich ihm denn nicht eine Kleinigkeit geben?“

„Unim!“ schrie Herr Zaver zornig. „Den Müßiggang auch noch unterstützen — das fehlte! Soll sich Arbeit suchen, der Bagabund. Habe ich nicht auch gearbeitet?“

Nach ungefähr einer halben Stunde hatte Herr Zaver das Verjüngungsgeschäft zu stande gebracht. Man hätte ihn nun kaum für einen Fünzigjährigen gehalten. Er war ein stattlicher, nur ein wenig zu corpulenter Mann. Noch heute sah man ihm an, daß er wohl einst das Zeug dazu gehabt hatte, den jungen Mädchen die Köpfe zu verdrehen. Sein Gesicht war wohlgebildet, der lange Vollbart, der jetzt wieder in tadelloser Schwärze glänzte, gab ihm etwas Furponierendes. Seine dunklen Augen konnten auch wohl noch heute feurig blitzen und seine Zähne waren wohlgepflegt und schimmerten in weißem Schmelz.

Seine Stirn war noch bewölkt, als er das Wohnzimmer betrat, wo ihn seine Gattin mit dem Frühstück erwartete.

„Na, Fränzchen, wo fehlt's denn wieder?“ fragte sie und füllte ihm die große, mit der Aufschrift: „Für den Hausherrn“ versehene Tasse aus der dampfenden Kaffeekanne.

Der Geiragte ließ sich ächzend auf das Sofa fallen und schnitt eine schmerzliche Grimasse. „Der Magen!“ seufzte er. „Nicht 'ne Spur Appetit habe ich.“

Frau Zaver gestattete sich ein Lächeln. „Ihr seid wohl sehr spät vom Ball nach Hause gekommen?“ bemerkte sie.

„Bewahre!“ gab er unwirlich zurück. „Es war kaum zwei Uhr. Das wird man doch wohl noch vertragen können. Ich bin doch kein Greis.“

„Freilich nicht, freilich nicht,“ stimmte die nachgiebige Gattin sogleich bei. „Es wird wohl so sein, wie der Arzt sagt. Dir fehlt die Beschäftigung, Franz. Du bist gut, läßt Dir nichts abgehen und bist in Deinen besten Jahren. Du arbeitest Dich nicht aus.“

Herr Zaver machte eine unwillig abwehrende Gebärde.

„Was soll ich denn arbeiten?“ brauste er auf. „Soll ich vielleicht Holz hacken? Ich bin doch Rentier. Geh' ich nicht jeden Tag meine zwei bis drei Stunden spazieren, so langweilig mir's auch manchmal ist, bloß weil es der Arzt so verordnet hat!“

Frau Zaver beugte sich zu ihrem grollenden Gatten hinüber und schlang beschwichtigend ihren Arm um seine Schulter.

„Nege Dich nur nicht auf, Fränzchen!“ begütete sie. „Das bekommt Dir nicht. Klop' Dir noch ein Ei auf! Sie sind ganz weich, wie Du sie liebst. . . . Meinst Du nicht, es wäre besser gewesen, Du hättest das Geschäft noch eine Weile weiter geführt? Wenigstens hast Du dich damals, als Du noch thätig warst, viel wohler gefühlt.“

Herr Zaver zuckte mit den Achseln, während er dem Zureden seiner Gattin folgte und eines der vor ihm in einer Schlüssel liegenden Eier auslöpfelte.

„Es ging doch nicht,“ jagte er dabei. „Aus Rücksicht auf Helmut konnte ich nicht gut anders. Als Maurermeister war man doch sozusagen ein einfacher Handwerker und das paßt doch nicht, wenn man einen Sohn hat, der Offizier ist. Und wir haben's ja auch nicht mehr nötig.“

Das Gespräch wurde durch das abermalige Lärmen der Flurklingel unterbrochen. Herr Zaver horchte auf. Gläserne Schritte erklangen auf dem Flur und dazu Säbelgerassel. Wunderbar, wie sich sogleich das Gesicht des Griesgrämigen erhellt! Seine Stirn entwölkte sich und seine Augen leuchteten auf. Die Thür wurde von außen kräftig aufgerissen und ein junger Infanterie-Leutnant trat lebhaft ins Zimmer. „n Morgen, Papa!“ begrüßte er seine Eltern. „n Morgen, Mama!“

Er küßte der letzteren die Hand; mit einem Gemisch von Stolz und Beschämung ließ sie es sich gefallen. Mit seinem Vater tauschte der junge Offizier einen kräftigen Händedruck.

„Na, Papa, der Kassinoball gut bekommen?“

Der Rentier machte eine Handbewegung, als wenn er sagen wollte: „Sprechen wir nicht davon!“ Dann nahm er das Wort und jagte: „Es war sehr nett. Gar nicht steif. Besonders der alte Baron von Hauenthal hat mir sehr gefallen, der Vater Deines Kameraden. Hast Du bemerkt, Helmut, wie liebenswürdig der Baron gegen mich war?“

„Hab' ich, Papa. Aber noch mehr bemerkte ich, daß der Leutnant unsere Dora in einer wirklich auffallenden Weise bevorzugt hat.“

Franz Zaver legte das Brötchen, das er eben zum Munde führen wollte, wieder auf den Teller zurück und sah aufs lebhafteste interessiert zu seinem Sohne hin.

„Ach nein!“ gab er seinem freudigen Erstaunen Ausdruck. „Meinst Du wirklich?“

„Er hat drei oder vier Tänze mit ihr getanzt.“ Der Leutnant drehte sich um und warf einen Blick ins Zimmer. „Doch das läßt sich ja bald feststellen. Wo steckt denn Dorchchen?“

Die Mutter wollte sich erheben, aber der Leutnant sprang selbst rasch auf und eilte zur Thür.

„Dorchchen!“ rief er hinaus.

Es war kaum eine Minute verstrichen, als ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren hereinkam. Sie war brünett und hatte die hübschen, regelmäßigen Züge des Vaters, während Leutnant Helmut den rosenigen Teint, das Blondhaar und die blauen Augen seiner Mutter geerbt hatte.

„Sage mal, Dorchchen,“ begann der Leutnant und sah seiner Schwester lächelnd ins Gesicht — „wie viele Tänze hat Leutnant von Hauenthal mir Dir getanzt?“

Das junge Mädchen blickte erstaunt auf. Doch ihre Stimme klang gleichmütig, während sie Bescheid gab: „Drei Rundtänze und den Cotillon.“

Der Leutnant machte seinem Vater ein Zeichen. Auch Frau Zaver horchte hoch auf und in ihrem runden, freundlichen Gesicht zeigten sich Ueberraschung und Staunen.

„Den Cotillon, Papa!“ betonte der Leutnant und zwinkerte seinem Vater mit den Augen zu. Dann warf er einen Blick auf den Regulator über dem Sofa. „Es ist Zeit, daß wir aufbrechen, Papa. Oder schenken wir uns heute einmal die Kirche?“

Der Rentier erhob sich sogleich eiskalt.

„Bewahre!“ gab er zurück. Den schwarzen feierlichen Sonntagsanzug hatte er bereits an. Frau Zaver brachte dienstbereit den neuen Paletot, in den sie nun ihren Gatten hineinhalf. Herr Zaver trat vor den Spiegel. Auf dem Hockaufschlag prangte ihm im Knopfloch die blaue Schleife des Kronenordens vierter Klasse und ein Miniaturreplikat des Ordens selbst. Behutsam, mit einer gewissen Ehrerbietung nestelte er das Band mit dem Orden los und heftete es an den Aufschlag seines Paletots. Dann nahm er seinen spiegelblanken, nach der neuesten Mode geformten Cylinder und die dunklen Glattehandschuhe und verließ, seiner Frau und Dorchchen grüßend zunickehend, von seinem Sohne gefolgt das Zimmer.

Es gehörte zu den unabänderlichen Sonntagsvergünstigungen des Rentiers, an der Seite seines Sohnes durch die Hauptstraßen der Stadt, über den Marktplatz in langsamem, würdevollen Schritten nach der Kirche zu wandeln und sich hier in dem der Familie gehörenden Kirchenstuhl der bewundernden Gemeinde neben seinem Sohne, dem Leutnant, zu zeigen. Nach dem Gottesdienst wurde bei schönem Wetter noch eine kurze Promenade im Stadipark gemacht. Heute aber — es war ein kalter Januar-morgen — schneite es und die beiden Herren trennten sich an der Kirchenthür. Während der Vater nach seiner Wohnung zurückkehrte, begab sich der Leutnant in die Kaserne, in der er als einer der jüngeren Offiziere sein Zimmer hatte. . . .

Franz Zaver war eben dabei, das zweite Frühstück zu sich zu nehmen. Aber weder das Kaviarbrötchen noch der Rotweinschnittchen. Da wurde ihm ein Besuch gemeldet, der nicht dazu diente, seine läbliche Laune zu verbessern. Es war ein zürriges kleines Männchen in einem sehr fadenscheinigen ehemals schwarzen Rock, der jetzt aber einen starken bräunlichen Schimmer hatte. Der hohe, schmalcrempige, unmoderne Cylinderhut, den der Alte in der Hand hielt, wies wenig Glanz, dafür aber verschiedene brüchige Stellen auf. Er trug eine Brille mit großen Gläsern und mit starkem, versilbertem Draht.

Der Rentier runzelte unwillkürlich die Stirn, als das Männchen, von Dora geleitet, ins Zimmer trat.

„Guten Morgen, Franz,“ grüßte der Alte, langsam näher kommend. „Ich löre Dich doch nicht?“

Franz Zaver brummte etwas Undeutliches, das man ebenso gut für eine Bejahung wie für eine höfliche Verneinung halten konnte.

Der Alte war jetzt ganz nahe an den Frühstückstisch herangekommen; mit begehrlchen Augen blickte er auf die Delikatessen und den funkelnden Wein. „Ja, ja,“ seufzte er, „wer es auch so gut haben könnte!“

Ueber Frau Zavers Gesicht lief ein Schimmer stolzer Genugthuung. „Man muß eben etwas vor sich bringen, lieber Ferdinand!“

„Wenn ich Dein Glück gehabt hätte!“ warf der Alte mit einem neuen Seufzer hin.

„Glück! Glück! Unsinn,“ zeternte der Rentier zurechtweisend. „Das Glück macht's nicht, wenn einer nichts los hat. Ich habe meiner Zeit auch von der Pike auf angefangen und was bin ich heute! Aber Du — Du bist immer noch, was Du schon vor dreißig Jahren warst, ein armer Bauschreiber mit fünfundsiebzig Mark Gehalt. Tüchtig muß man sein, wenn man vorwärts kommen will, mein lieber Ferdinand!“

Um die Mundwinkel des andern, um welche tiefe Falten lagen, zuckte es ein wenig sarkastisch. Aber er preßte die Lippen fest auseinander und schwieg. Sich schwerfällig blickend, stellte er seine lange Hutröhre auf den Boden und streifte die dunklen wollenen Handschuhe von den dürren Fingern.

Franz Zaver saß indes ruhig bei seinem Frühstück und ließ seinen alten Vetter Ferdinand wie einen Bettler neben sich stehen. Es blieb dem zürrigen Alten nichts übrig, als sich selbst einen Stuhl zu suchen.

„Du erlaubst wohl?“ fragte er, sich setzend.

Franz Zaver nickte und ließ sich im übrigen in seiner Beschäftigung nicht stören. Endlich war er fertig. Er leerte sein Glas, idenkte es dann, nach kurzem Zögern, noch einmal voll und schob es seinem Vetter zu. „Da trink' einmal!“ jagte er, nicht gerade mit freundlich einladender Miene. „Es ist echter Chateau Margaux. Solch einen Tropfen setzt Dir sobald kein zweiter vor.“

Vetter Ferdinand griff hastig nach dem Glase und leerte glückselig die Hälfte desselben, ohne abzusetzen.

„Na?“ fragte Franz Zaver, der den Alten lächelnd beobachtet hatte.

„Fein, sehr fein!“ lobte der arme Bauschreiber, während er sich im Nachgeschmack des seltenen Genusses die Lippen leckte. „Alle Achtung!“

Es lag etwas Süßliches, Schmeichelndes in dem Ton seiner Stimme und in dem Blick seiner Augen. Es schien, als werde er sich seiner Absicht bewußt, den reichen Vetter in gute Laune zu versetzen. Und er mochte wohl auch von diesem Bestreben geleitet sein, als er sich jetzt vornüberneigte, dem anderen entgegen, und mit seinen Fingern respektvoll des Veters Orden betastete, der jetzt wieder auf dem Aufschlag des schwarzen Gehrocks prangte. „Also das ist nun der Kronenorden,“ sagte der alte Ferdinand bewundernd. Und dem Sarkasmus, den er vorher gewaltsam in sich zurückgedrängt hatte, nun doch ein wenig Raum gebend, fügte er hinzu: „Du hättest ihn wohl nicht gekriegt, wenn Dein Sohn nicht Offizier wäre.“

Der Rentier schien sich durch diese Bemerkung jedoch nicht im geringsten beleidigt zu fühlen. „Mag sein,“ räumte er ein. Und sich in die Brust werfend und mit seiner Rechten seinen prachtvollen schwarzen Bart lieblosend, setzte er selbstgefallig hinzu: „Man muß eben seinen Sohn etwas Tüchtiges werden lassen, mein lieber Ferdinand.“

Der Alte nickte. Und während ein schwaches Rot in das runzelige Gesicht stieg, bemerkte er: „Auch ich kann über meinen Fritz nicht klagen. Ein guter Junge, der es gewiß mal zu etwas bringen wird!“

Franz Zaver aber zeigte eine zweifelnde Miene. „Wenn er wenigstens studiert und die Regierungskarriere eingeschlagen hätte. Aber so!“

Der Alte zuckte mit den Achseln. „Zum Studieren reicht es eben nicht,“ sagte er seufzend. „Ich mußte froh sein, daß er die Gewerbeschule besuchen konnte. Nun hat er's doch schon bis zum Bauführer gebracht.“

„Mit hundertfünzig Mark monatlich, und dabei wird er wohl bleiben sein Leben lang.“

„Dho!“

Vetter Ferdinand machte eine ärgerlich auffahrende Bewegung. Aber er besann sich rasch und knickte wieder förmlich in sich zusammen. Er strich sich mit der Hand über den kahlen Schädel, den nur ein paar spärliche weiße Haarsirähnen bedeckten und mit seinem Stuhl seinem Vetter ein Stückchen näherrückend, gestand er, seiner Stimme abermals einen sanften, einschmeichelnden Klang verleihend: „Ueber meinen Fritz wollte ich einmal mit Dir sprechen, Franz — das heißt, Du hast doch Zeit?“

„Zeit? Zeit habe ich schon. Also was ist's denn?“

Der Alte holte noch einmal tief Atem, als wollte er Mut schöpfen und begann dann: „Du kennst doch den Sohn des reichen Werner? Der hat nämlich meinem Fritz den Vorschlag gemacht, mit ihm zusammen ein Baugeschäft zu gründen. Eine solche Gelegenheit bietet sich meinem Fritz nie wieder. Du weißt doch, daß wir die neue Eisenbahn kriegen und daß unsere Stadt eine Hauptstation der neuen Linie werden soll. Das wird natürlich auf Industrie und Handel mächtig wirken. Neue Fabriken werden gegründet werden, Zuzug wird von außerhalb kommen. Da wird natürlich auch mächtig gebaut werden. Werner meint, wenn sie im günstigen Moment anfangen, so würde die neue Firma in wenigen Jahren groß werden. Sein Vater will fünfzigtausend Mark hergeben, mein Fritz soll nur zehntausend Mark einschließen. Werner wird das Kaufmännische besorgen, Fritz das Technische.“

Der Alte hielt hüftelnd inne und heftete seinen Blick forschend, ängstlich auf seinen Vetter. Dieser verschränkte seine beiden Arme über der Brust und bemerkte, während seine Züge heimlich vibrierten, mit erkünstelter Ruhe: „So? Also habt Ihr euch beide schon so viel gespart, Du und der Fritz? Zehntausend Mark!“

Der Alte zuckte, als hätte ihm jemand einen schmerzenden Stich versetzt. „Du scherzest doch nur, Franz,“ sagte er und zwang sich zu einem Lächeln. „Ich armer Teufel! Tausend Mark freilich habe ich in all den Jahren glücklich zusammengebracht, mir abgedarbt am Munde. Und tausend Mark hat ebenfalls der Fritz von seinem Gehalt beiseite gelegt. Mein Gott, er ist ein so bescheidener, sparsamer Junge.“

[Fortf. folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Ueber die Trauer um die Toten bei verschiedenen Völkern
schreibt F. Künze in einer längeren kulturgeschichtlichen Skizze: Laut und maßlos sind meist die Schmerzausprägungen der Wilden, die, mögen sie von Trauer oder Freude lebhaft bewegt werden, um so zügelloser ihren Empfindungen sich hingeben, je mehr es ihnen an Halt und Selbstbeherrschung gebricht. Sie wollen nicht nur das bekümmerte Herz erleichtern, sondern zugleich die Verstorbene ehren und die von ihnen ausgehenden Geister freundlich stimmen, weil diese auf das Leben der Hinterbliebenen Einfluß besitzen und ihnen Gutes oder Schlimmes zu bereiten vermeintlich die Macht besitzen. Den Negern, welche fast allgemein Krankheit und Tod als das Werk zauberkräftiger Gewalten betrachten, giebt jeder Sterbefall Anlaß zur Bezeugung des wildesten Schmerzes, doch nimmt diese selbstpeinigende Stimmung sehr bald einen gegenteiligen Charakter an, so daß ihre Reichenfeierlichkeiten meist große Aufbarkeiten für sie sind und sie diese oft auf ganz ähnliche Art und mit derselben Miene begehen, wie ihre Freudenfeier. Unter den amerikanischen Rothhäuten befinden sich einige Stämme, welche das laute Wehklagen um ihre Entschlafenen auf ihre Frauen beschränken, wie nach Tacitus' Angaben bei unseren germanischen Vorfahren „um Tote zu trauern für die Weiber bestimmt war, wogegen für die Männer ihrer still zu gedenken als anständig galt.“ Bei den meisten Indianerhorden beteiligen sich auch männliche Personen — wenn auch in weit geringerem Grade als weibliche — an den eigentlichen Totenklagen, die nicht selten in die härtesten Peinigungen und grausamsten Verwundungen ausarten. Während sich australische Neger in der Totentrauer die Nasenspitze ritzen und schneiden, um durch diesen Reiz Thränen zu erregen,

gefallen sich die insularen Südbewohner in allerhand Selbstpeinigungen. Auf Rotuma zerfleischt man sich Stirn und Wange mit einem spitzen Haifischzahn und sticht sich mit Speeren; ja die verzweifeltsten Weiber schneiden sich sogar den kleinen Finger ab. Letzteres thun auch beide Geschlechter auf den Tonga-Inseln, wo beim Tode eines Hauptlings ganz entsetzliche Quälereien stattfinden; auf den Marianen artet, sobald ein Vornehmer gestorben ist, dieser Trauerschmerz in wahre Verfertertwut aus: man zerschlägt, zerreiht und vernichtet alles und zündet wohl gar das eigene Haus an.

✻ Unsere Bilder. ✻

Neujahrsgruß aus der Heimat. Ein herrlicher Sonntag in südlichen Breiten. In der Batterie des Kriegsschiffes lehnt ein Kanone ein junger Seeoffizier. Die Post ist in einer größeren Hafensstadt an Bord gekommen und hat auch ihm einen Brief aus der Heimat gebracht. Seine Gedanken weilen im Vaterlande, wo jetzt der Schnee auf Wald und Feld liegt, in seinem Elternhause, wo man vielleicht gerade Wünsche fürs neue Jahr austauscht und dabei voller Liebe des fernen Sohnes gedenkt. Er sieht die große Wohnstube mit dem prasselnden Kaminfeuer vor sich, die alten, lieben Bilder an der Wand. Ein Schein der matten Wintermorne fällt durch das Fenster auf den gedeckten Tisch, um den Eltern und Geschwister sitzen. Vielleicht stoßen sie jetzt gerade auf das Wohl des „Jungen“ an, der in der Fremde weilt. Eine namenlose Sehnsucht packt ihn plötzlich; ein Sehnen nach den verschneiten Fluren der Heimat, nach dem Wintersturm, der dort durch die Straßen segt — einen Sehnen nach Hause.

* Gemeinnütziges. *

Die Wurmkrankheiten treten meistens merkwürdigerweise gerade im kindlichen Alter beim Menschen auf. Sie können, wenn unbeachtet und unbehandelt, zu ernstlicher Gesundheitschädigung führen. Der Wurmleidendende sieht schlecht aus, mit blauen Ringen um den Augen; unter den steten Qualen von Niesen und Nasenjuden wird er zum fortwährenden Kranken veranlaßt. Die eigentliche Ursache der Wurmkrankheit sind vielfach Mangel an Reinlichkeit, Verkehr mit Haustieren, besonders Hunden. Wenn man bedenkt, wo und wie ein Hund den Tag über herum schnüffelt und so an der Nase und den Haaren die Embryone der Spul- und Madenwürmer herumträgt, dann von Kindern wieder betastet wird und diese mit ungewaschenen Händen ihr Vesperbrot u. s. w. verzehren, die Finger in den Mund nehmen, so kann uns die Uebertragung der Wurmkrankheit nicht wundern. Die Kinder sollten deshalb, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, vor dem Spielen mit Hunden gewarnt werden und die nötige Reinlichkeit der Hände niemals außer acht lassen.

Um Obst frisch zu erhalten — besonders Kernobst — wird es in Seidenpapier gewickelt und dann abwechselnd je eine Schicht reiner Sand und eine Schicht Früchte in ein Kistchen gethan; statt des Sandes kann auch Gipsmehl verwendet werden. Die Kistchen müssen trocken aufbewahrt und dürfen — wenn einmal aufgebroschen — nicht zum zweiten Male zugenagelt werden. Auf diese Weise kann, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, das Obst bis Mitte Juni in vollem Wohlgeschmack erhalten werden. Wenn man Äpfel oder Birnen frei im Keller aufbewahrt, so soll kein Stroh, sondern Holzwolle zur Unterlage genommen werden, weil durch das Stroh die Kellerfeuchtigkeit angezogen und der Geschmack der Äpfel muffig wird.

Gegen Rostflecke in der Wäsche hat sich folgendes Fleckwasser gut bewährt: Man mischt in einem Glase 1 Teil Zuckersäure (Kleesäure), 1 Teil Salz und 8 Teile reines Wasser. Mit einigen Tropfen der hieraus erhaltenen Lösung überspreicht man den Fleck, hält diesen dann an ein durch heißes Wasser erhitztes, zinnernes Gefäß, worauf der Fleck alsbald verschwindet. Die betreffende Stelle wäscht man dann mit Seifenwasser nach.

Blonden und Spitzen zu waschen. Die Blonden oder Spitzen werden, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, drei- oder vierfach so zusammengelegt, daß die Fäden auseinander fallen, leicht zusammengefaßt, mit lauwarmem Seifenwasser mit den Händen gedreht und damit so oft fortgefahren, bis die Spitzen rein aussehen. Dieselben werden dann durch kaltes Wasser, das mit ein wenig Ultramarin geblaut ist, gezogen, in dünne Stärke gedrückt, in ein trockenes Tuch geschlagen, geklopft und nach Ausziehen des Fadens gebügelt. Will man die Spitzen krämerfarbig haben, so werden dieselben in starken Kamillentee, welcher durch ein Tuch gefeicht wird, einige Zeit gelegt oder die Stärke damit gefärbt. Selbstverständlich fällt dann das Blauen durch Ultramarin weg.

Eine niedliche Ampel kann man sich aus einem größeren Fichtenzapfen herstellen. Man lege ihn auf eine Eisen- oder Herdplatte, bis sich die Schuppen recht weit öffnen. Dann mischt man feinen Sand mit Grassamen und rührt dies mit Wasser an. Diese Mischung brüht man in die Zwischenräume des Zapfens und hängt ihn an einen Faden in einem dunklen Raume so auf, daß er mit der unteren Hälfte in einem Gefäß mit Wasser ruht. Nach acht Tagen bringt man ihn ans Tageslicht, der Samen beginnt rasch zu keimen und bedeckt den Zapfen über und über. Von Zeit zu Zeit aber muß man lauwarmes Wasser darüber sprengen.

* Nachtsch. *

1. Zahlenrätsel.

6	2	12	9	4	6	11	3	9	2	1	16	2	12
2	10	1	1	15	3	3	16	3	13	7	3	14	3
7	11	2	14	3	16	12	9	5	13	4	5	4	5
8	4	13	2	12	9	5	4	14	2	12	2	7	9
9	8	8	12	10	2	6	16	2	17	1	16	1	2

Die Ziffern sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß die fertigen Reihen bezeichnen: 1. eine Stadt in Holland, 2. den Vater der deutschen Schauspielkunst, 3. eine Stadt an der Elbe, 4. einen Fluß in Italien, 5. ein Gebirge in Nordamerika, 6. einen italienischen Dichter, 7. einen Fluß auf dem Hochland von Fran, 8. einen Vornamen, 9. einen Vogel, 10. eine Stadt in Slavonien, 11. eine reiche Handelsstadt in Westafrika, 12. eine Stadt in der Provinz Brandenburg, 13. eine Stadt in Unteritalien, 14. eine geometrische Figur. — Sind alle Worte richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von rechts nach links gelesen, ein Citat aus Schillers „Braut von Messina“.

2. Rätsel.

Ich bin die schönste Königin
In Floras weitem Reich;
Seh' meinen Fuß zu Anfang hin,
Bin ich ein Gott sogleich.

3. Rechenaufgabe.

Ein Pferdehändler verkauft auf dem Markt einen Schimmel und einen Rappen für 2100 Mark. Er gewinnt bei dem erstern ein Fünftel und bei dem andern ein Viertel des Einkaufspreises und hat doch bei dem Schimmel 20 Mark mehr verdient als bei dem Rappen. Wie hoch war die Einkaufssumme eines jeden Pferdes?

4. Silbenrätsel.

a a cris de de e es fi gal ger gis heim her i kö li mal
mes ny ost pi ping ri ro ro sa seg sen sal te ter ti ton ven
vos wit.

Die vorstehenden Silben sollen so in dreizehn Worte geordnet werden, daß die Anfangsbuchstaben der letzteren von oben nach unten gelesen einen bekannten Komponisten, die Endbuchstaben, gleichfalls von oben nach unten gelesen, den Namen einer seiner berühmtesten Opern nennen. Die einzelnen Worte nennen: 1. eine Stadt in Bayern, 2. die Heldin einer deutschen Sage, 3. einen italienischen Staatsmann, 4. einen Gott der Griechen, 5. einen italienischen Dichter, 6. einen weiblichen Vornamen, 7. eine Stadt in Holland, 8. einen Helden eines Dahn'schen Romans, 9. eine Stadt in Süditalien, 10. eine Stadt in Nordamerika, 11. eine Stadt in Schweden, 12. ein italienisches Fürstengeschlecht, 13. einen österreichischen Dichter.

Auflösung der Rätsel in voriger Nummer.

1. Arglos — Goslar.
2. Gras, Roma, Amor, Sarg.
3. Candia, Apulien, Remscheid, Marengo, Esmarch, Natron. — Carmen
4. Busen — Ibsen.

* Lustiges. *

Beim Schuldiener.



Primaner: „Gestern habe ich meinen Reiffaden in der Klasse vergessen. Haben Sie ihn vielleicht gefunden?“

Schuldiener: „Ein Stück Strippe hab' ich gefunden, aber ob det Ihr Reiffaden is, weech ich nich.“

Nu — Spaß.

Erster Strolch: „Sage mal, wie war Dir denn, als Dich der Polizist beim Kragen hatte?“

Zweiter Strolch: „Ach, ich war ganz ergriffen.“

Ein großer Vorzug.

„... Und warum, Herr Deutnant, würden Sie einer Nordpol-Expedition den Vorzug vor einer Afrika-Reise geben?“

„ Ganz einfach! Nordpol immer Eis zum Sekk-Eintühlen!“

Schlechte Andrede.

Richter (zum Dieb): „... es muß 11 Uhr gewesen sein, als Sie einbrachen!“

Dieb: „ Ganz unmöglich! So lange darf ich abends gar nicht ausbleiben!“

Ausgemessen.

Herr (zum Piccolo, der ihm den Kaffee über den Kopf geschüttet hat): „Junge, Du bist auch so dumm, wie Du lang bist!“

Ländlich, sittlich.

Wirtin (zu ihrem Gatten): „Du, Schorschl, gib mal Dei Sackfüchel har, der Fremde hat a Serbietten zum Essen verlangt.“

Sein Lampenfieber.

Herr (in einem Spezialitäten-Theater): „Sie, der Komiker scheint heute wieder das Lampenfieber zu haben.“

„Dn, ich glaube eher, daß er auf seine ein bißchen zu viel gegoffen hat.“

Kasernenhofblüte.

Unteroffizier: „Sind Sie aber faul, Meyer! Ich glaube, Sie würden als Turteltaube nicht einmal turteln!“

Zwei Ledarten.

„In der Liebe und im Kriege sind bekanntlich alle Mittel erlaubt.“

„Du meinst jedenfalls: vor der Hochzeit und nach der Hochzeit!“